

„Ich will Freiheit beim Malen“



Bleistiftzeichnung von Maria Pongor, Diakonin aus Ungarn, 2004, 18 x 24 cm

Eberhard Warns:
„Ich will Freiheit beim Malen“

Else Natalie Warns (Hg.)

Kunst als autonome
Kommunikation eines
Menschen mit Demenz



EBVERLAG

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch, einschließlich aller seiner
Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen sowie die
Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen bedürfen der
schriftlichen Genehmigung des Verlags.

Graphische Gestaltung und Satz: Rainer Kuhl

Titelbild: Eberhard Warns, 2006, Aquarell, 56 x 42 cm

2. durchgesehene Auflage

Copyright: © EB-Verlag Dr. Brandt,
Berlin 2017

E-Mail: post@ebverlag.de
Internet: www.ebverlag.de

ISBN 13: 978-3-936912-87-6

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Harald Düspohl

Vorwort

Demenzielle Erkrankung als Herausforderung und Chance 6

Else Natalie Warns

Bis heute spricht er durch seine Bilder

Die Geschichte der Krankheit und der abstrakten Malerei meines Mannes 9

Beate Wefel, Künstlerin

Demenzielle Erkrankung und künstlerische Entwicklung

Begleitung während dreier Jahre künstlerischer Arbeit 37

Eberhard Warns

Bilddokumentation 49

Else Natalie Warns

Kunst als autonome Kommunikationsform eines demenziell Erkrankten 81

Christoph Riemer

„... Und es war gut“. Genesis 1,12

Eberhard Warns bei den Sommerateliers im Burckhardthaus, Gelnhausen 95

Michael Klemm

Eine Brücke zwischen Krankheit und Kunst

Beobachtungen des behandelnden Arztes 97

Heiner Aldebert

Sag mir, wer ich bin? Eberhard!

Persönliche und theologische Überlegungen zur Krankheit seines Freundes 100

Wolf Büntig

Du hast mich angesprochen

Eberhard Warns' Bilder als Ausdruck transrationaler Intelligenz 106

Kleine Biografie für Eberhard Warns 115

Die Autoren der Beiträge 116

Vorwort

Harald Düsphol

Demenzielle Erkrankung als Herausforderung und Chance

Dieses Buch enthält die Geschichte einer demenziellen Erkrankung. Es erzählt von der Herausforderung für Else Natalie Warns als Ehefrau ihres erkrankten Mannes und von der Situation, als Eberhard Warns infolge fortschreitender Demenz nicht mehr zu Hause bleiben konnte.

Es beschreibt Hilfen von Ärzten, Psychologen, Theologen, einer Künstlerin und Kunstpädagogin für demenziell erkrankte Menschen.

Es berichtet von der Entdeckung und Weckung ungeahnter Kräfte trotz (oder wegen) demenzieller Erkrankung und versucht aus den Erkenntnissen im Umgang damit eine Botschaft für Seelsorger, Sozialarbeiter, Ärzte, Krankenschwestern, für Angehörige von demenziell Erkrankten und für alle, die Angst haben, dement zu werden, zu formulieren, die zum liebevollen Umgang mit dieser entsetzlichen Krankheit ermutigt.

Ich bin mit Eberhard Warns und seiner Frau befreundet; deshalb möge man mir gestatten, dass ich die Hauptpersonen dieses Buches mit ihren Vornamen Eberhard und Else Natalie zitiere.

Ein demenziell erkrankter Mensch fordert nicht nur die psychische, nervliche und physische Existenz eines ihn begleitenden Angehörigen heraus. Die Krankheit stellt häufig auch die geistig/intellektuelle Autonomie infrage. Else Natalie stellt insbesondere die

Frage nach der Verantwortung im Umgang mit ihrem Mann in den Mittelpunkt ihres Nachdenkens.

Immer wieder spricht sie davon, dass sie ihre Autonomie zu verlieren drohte. Sie versuchte immer wieder ein „normales Leben zu simulieren“, wenn es zu Auseinandersetzungen gekommen war, wie sie sich im Zuge einer demenziellen Erkrankung ergaben. Sie wollte sich „nicht um den Autoschlüssel prügeln“, obwohl Eberhard sich nicht mehr korrekt im Straßenverkehr verhielt. Sie fürchtete, „unverantwortlich“ zu handeln aus „Mitleid und Überidentifikation“. Als er „dem Selbstmord immer näher kam“, versuchte sie, „die ständige Konfrontation (mit der Krankheit) zu verringern, um ihn von seiner Verzweiflung abzuhalten“. In guten Momenten versuchte sie, mit ihm darüber zu sprechen, „dass man sein Leben nicht selbst beenden könne, dass das nur Gott zustehe.“ Er ging nicht darauf ein. Aber als sie fragte: Und was soll denn aus mir werden? Und wie soll ich ohne Dich weiterleben? ... „nahm er mich in den Arm und sagte: ... auch wahr.“

Dass er in einem Wutanfall einen Schrank zerstörte, bewirkte bei ihr „eine Art Krise mit Kollaps und Notarztbesuch“.

Liebevoller Umgang miteinander und aggressive Gewalttätigkeit lösten einander ab. Else Natalie „ging meist schnell auf das alltägliche Leben über, umarmte ihn und streichelte ihn und gab ihm ein Eis zu essen.“ Und dann konnte er „liebevoll über ihre Hände fahren und sagen: Du bist die einzige Vernünftige oder sein immer wieder kehrendes: Du bist gut.“

Eberhards Aggression wurde lebensbedrohlich. Der Arzt wies ihn in die Psychiatrie ein. Trotz eines dichten sozialen Netzes, trotz der Möglichkeiten einer Großfamilie und trotz eines großen Freundeskreises war der vom

Arzt empfohlene Ausweg unausweichlich. Die anschließende Unterbringung auf einer Pflegestation eines Altersheimes war für Else Natalie die schwerste Entscheidung während der ganzen Krankheitsgeschichte.

Doch was geschah im Innersten von Eberhard selbst?

Gab es trotz fortgeschrittener Krankheit die Einsicht, dass es so nicht weiter gehen konnte? Wollte er selbst seine Aggressivität, seine bedrohliche Gewalttätigkeit seinen Lieben nicht weiter zumuten? Wir wissen es nicht.

Vielleicht gibt es ja tatsächlich jenseits unseres logischen Verstandes, unseres rational oder auch irrational reagierenden Bewusstseins die von Wolf Büntig angenommene „transrationale Intelligenz“, mit deren Hilfe wir „den Unterschied zwischen dem, was nur zweckdienlich ist und dem was Sinn macht erkennen,“ mit der wir „unserer Intuition folgen, manchmal für einen Augenblick – und wenn’s unser letzter ist“.

Für das spontane „ja“ zur Einweisung ins Krankenhaus war möglicherweise die transrationale Intelligenz, über die nach Büntig auch ein schwer demenziell erkrankter Mensch noch verfügt, verantwortlich, aber vermutlich dann auch für den nach fast einem Jahr bitterer Erfahrungen auf der Pflegestation rührend vorgebrachten Wunsch, wieder nach Hause zu dürfen.

Wichtiger als die Leidensgeschichte selbst sind Fragen und Antworten die Demenz betreffend, um die die Autoren dieses Buches ringen.

Warum erkrankt ein Mensch demenziell? „Was nützt einem Menschen, der de-ment, ohne Geist ist, diese Botschaft von Gott?“ fragt Pastor Aldebert, der zu dem Bild „hell und dunkel“ (Abb. 16) den 139. Psalm auslegt.

Rolf Büntig widerspricht der Gleichsetzung von „de-ment“ und „ohne Geist“. Unter dem Eindruck von Eberhards Bildern formuliert er „Hier war trotz reduziertem Verstand (vermutlich auch im Zuge einer Alzheimerschen Erkrankung) ein großer Geist am Werke.“ Er fragt nach möglichen Ursachen der Zerstörung des Nervennetzes in unserem Verhalten. Etwa ob Menschen, die immer wieder neue Lösungen finden müssen, wie z.B. Obdachlose, seltener die Alzheimer-Krankheit bekommen, oder ob es eine „Korrelation zwischen Fernsehkonsum und Demenz“ gibt.

Gibt es Verhaltensweisen, könnte man weiter fragen, die man im Verlaufe seines Lebens erlernen kann, um demenzielle Erkrankung zu vermeiden, etwa „die lebenslängliche Pflege körperlicher, geistiger und sozialer Aktivitäten“? (so zitiert Sabine Etzold den Heidelberger Gerontologen Andreas Kruse in „Die Zeit“ v. 21.7.08). Ich bin 78 Jahre alt. Muss ich Angst haben vor demenzieller Erkrankung, weil das in meinem Leben nicht so war?

Gibt es im Leben von Eberhard Anhaltspunkte für seine spätere Krankheit, etwa weil er Kriegsteilnehmer war? Else Natalie berichtet, dass ihn „traumatische Erlebnisse der Kriegszeit quälten und dass die Nazizeit für ihn als Pfarrersohn, dessen Eltern gegen Hitler eingestellt waren, belastend“ gewesen sei. Vermutlich waren seine großformatigen Bilder, die er zum Schluss gemalt hat, unter anderem Ausdruck für die Auseinandersetzung mit den Erlebnissen und Bedrückungen in dieser Zeit.

Der Arzt Dr. Michael Klemm, der die demenzielle Erkrankung von Eberhard feststellte und ihn bis zu seinem Tod medizinisch begleitete, macht in seinem Aufsatz die Grenzen der Medizin deutlich und schreibt: „Sie waren beide Gefangene im Labyrinth. Ich bin mir sicher, dass der Ausweg für beide letztendlich die

Brücke zur Kunst war.“ Das bedeutet offenbar, dass die Medizin selbst einen solchen Ausweg aus dem durch die Krankheit verursachten Labyrinth nicht bieten kann, dass es aber in den darunter leidenden Menschen Kräfte geben muss, die einen „Ausweg aus dem Labyrinth“ der Demenz bieten.

Eberhard malte seine abstrakten Bilder alle nach der Stammganglienblutung 2003 und nach dem nächtlichen Ausruf: „Ich will Freiheit beim Malen“. Es entfaltete sich eine Bild-Sprache, in der sich Liebende miteinander verständigten, bei denen die im Rahmen der Sozialisation erlernte Sprache fast völlig versagte.

Ihre Entstehungsgeschichte beschreibt die Künstlerin Frau Wefel, die Eberhard begleitet hat, in unnachahmlicher Weise: „An seiner Staffelei war er nicht Pflegefall, sondern sensibler und ausdrucksfähiger Mann, der ... die innere Freiheit und die gestalterische Energie (hat), in kurzer Zeit einen nicht enden wollenden Strom von Bildern aus sich herausfließen zu lassen.“

Seine Bilder faszinierten sie „um ihrer künstlerischen Qualität willen“.

Else Natalie deutet zum Schluss ihrer kunstphilosophischen Betrachtungen ein kleines Aquarell mit Baum durch Psalm 1: „Wohl dem ... der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht.“ Es symbolisiert für sie die nicht welkenden Blätter, die sichtbar bleiben, wenn andere Früchte geerntet sind, so wie seine Bilder sichtbar bleiben, nach dem die Früchte seiner aktiven beruflichen Zeit nicht mehr im Blick sind.

Es wird deutlich, dass die „Brücke zur Kunst“ mehr war als ein „Ausweg“: Eberhard's Bilder signalisieren die Wende des unter dieser schweren Krankheit Leidenden mit all den von Natalie geschilderten bösen Folgen, unter an-

derem des Verlustes der natürlichen Sprache hin zu einer neuen Sprache, zu einer neuen Art der Kommunikation.

Ich erinnere mich, wie Eberhard 1950/51 beim gemeinsamen Studium in Tübingen fasziniert war von Professor Ebelings Vorlesung über die Geschichte der Wende des Paulus vom „Sklaven des Gesetzes“ zur „Freiheit eines Christenmenschen“, geschehen auf dem Weg von Jerusalem nach Damaskus. Diese Wende liegt auf einer völlig anderen Ebene. Und dennoch drängt sich mir ein Vergleich auf: Ohne den Glauben an die Möglichkeit von Freiheit, von Autonomie, von Souveränität („Ich will Freiheit beim Malen“) hätte es von Eberhard keine (bildlichen) Zeugnisse von innerer Befreiung gegeben. Was Eberhard bei den „Zeugen des Glaubens“ in der Bibel faszinierte, war das einmalige Geschehen, das Plötzliche, das Unvermutete. Genau das ist es, was mich in den Erzählungen dieses Buches über Eberhard's Malen auch fasziniert. Er wollte plötzlich Freiheit. Er verwandelte sich beim Malen. Er gewann die Freiheit trotz demenzieller Erkrankung. Else Natalies Kreativität, ihre Zuwendung schaffte jenseits des Labyrinths Raum, in dem Eberhards neue Freiheit zum Ausdruck kommen konnte.

Wie vielen Menschen in unserm Land, die demenziell erkrankte Angehörige, die geliebte und geschätzte Freunde und Freundinnen (privat oder professionell) begleiten, – und ihre Zahl wächst vermutlich ständig, – mag es ähnlich gehen, wie es Else Natalie erfahren hat? Und wie viele Menschen fürchten sich vor demenziellen Erkrankungen?

Für sie ist dieses Buch geschrieben und „gemalt“ worden.

Dieses Buch macht keine Angst, es macht Mut.

Else Natalie Warns

Bis heute spricht er durch seine Bilder

Die Geschichte der Krankheit und der abstrakten Malerei meines Mannes

Von 1990 bis heute...¹

1990, kurz nach seiner Pensionierung, erlitt mein Ehemann den ersten Schlaganfall. Wir alle, seine Familie und seine Freunde, haben lange nicht bemerkt, was sich seit dem anbahnte. Es ist eine verwirrende Geschichte, die bis 2007 dauerte, und an die zu denken mir immer noch schwer fällt. Aber ich will sie erzählen, weil sie nicht nur von dem langsamen unaufhaltsamen Verfall vieler seiner Fähigkeiten durch vaskuläre Demenz und Alzheimer handelt, sondern auch von der Entdeckung und Entwicklung einer neuen Dimension in seinem und unserem Leben: seit 2003, nach einer schweren Hirnblutung im Stammhirn, hat er viele meist große abstrakte Bilder gemalt. Es sind abstrakte Bilder in einer neuen Formensprache, die er erst nach seiner schweren Erkrankung entwickelt hat. Sie zeugen von Autonomie und Vitalität. Und ihre künstlerische Ausdrucksweise hat sich in der Zeit bis zu seinem 80. Geburtstag 2007 aufsteigend entwickelt. Es waren zwei einander entgegengesetzte Verläufe, die Krankheit und das Malen. Er wurde mehr und mehr zum Pflegefall und gleichzeitig dazu entfaltete er seine Malerei immer weiter.

1 Um der Gefahr zu entgehen, den Legenden aufzusitzen, die sich bei mir und in der Familie und im Freundeskreis in der Erinnerung an meines Mannes Krankheit herausgebildet haben, habe ich viele Tage lang meine Terminkalender und unsere Fotoalben durchforstet und eine Art Chronologie seit 1990 zusammengestellt.

Im September 2007 verstarb mein Mann. Zurück blieben über 240 Bilder in sieben verschiedenen Formaten, die meisten auf Blättern in den Größen bis zu 140 x 100 cm.

Bald nachdem mein Mann beerdigt worden war, habe ich in unserem Wohnzimmer die Ölbilder der Ahnen abgehängt und statt dessen fünf von den großen Bildern aufgestellt, die er während der letzten Jahre gemalt hatte. Es war für mich so, als spräche er hörbar aus ihnen zu mir. Und es ist auch für andere so – denn als er angefangen hatte, diese abstrakten Bilder zu malen, haben Freunde sofort gesagt: „Diese Bilder sind so unwahrscheinlich sprechend und vital. Man kann kaum glauben, dass sie von einem pflegebedürftigen Menschen mit Demenz gemalt wurden.“ Noch zu seinen Lebzeiten gab es die ersten Ausstellungen. Und bis heute reihen sich die Ausstellungen durch das Jahr hindurch aneinander.

Was diese Malerei für ihn und für mich während der schweren Jahre der zunehmenden Demenz bedeutet hat, davon will ich berichten. Und ich wünsche mir, dass Menschen, die mit Demenz konfrontiert sind, dieses Buch lesen und daraus Mut schöpfen, unkonventionell, kreativ und hoffnungsvoll mit dieser schrecklichen Krankheit umzugehen.

Was war das für ein gutes Leben

Früher hat mein Mann in den Ferien oft gemalt, kleine poetische Landschaften mit gegenständlichen Darstellungen. (Abb. 33) Wir

haben schon als Studenten auf Wanderungen zusammen gemalt. Seine Bilder waren realistischer als meine, der Horizont auf Augenhöhe, die Perspektiven richtig. Meine Landschaften sahen aus, als hätte einer sie von oben gesehen.

Ich glaube, ich hatte eher innere Vorstellungen von dem, was vor mir lag, und sah nicht so genau hin wie mein Mann. Und als er dann Pastor wurde und wir 1954 heirateten, vier Kinder bekamen und zu den verschiedenen Stationen seiner beruflichen Laufbahn zogen, haben wir immer weiter solche kleinen Ferienbilder gemalt und nach und nach unsere Kinder auch. Mir sind diese Erinnerungen an unsere Ferien nach seinem Tode ein großer Trost geworden. Was war das doch für ein gutes Leben! denke ich heute, ohne eine unwahrhaftige Idylle daraus machen zu wollen.

Anfangs war er eine Zeit lang Pfarrer in der evangelischen Schülerarbeit und dann für religiöse Schulwochen sehr viel und lange unterwegs. (Man kann das im Lebenslauf nach Jahreszahlen auf Seite 115 nachschlagen) Ich lebte oft tagelang allein mit den Kindern.

Ab 1963 haben wir in der Johannes-Gemeinde in Soest intensiv zusammen gearbeitet. Dann wurde er Studentenpfarrer und Religionslehrer am selben Gymnasium, an dem ich bald danach Theatergruppen leitete. Uns beschäftigten viele theologischen und politischen Probleme. Wir waren in der Ökumene und in der Friedensarbeit beide auf unsere Weise tätig und ständig im Austausch darüber. Mein Mann war einerseits ein kämpferischer Mann, der den Finger ständig in wunde Punkte der Gesellschaft oder Kirche legen konnte und dann leidenschaftlich diskutierte, andererseits versuchte er immer, auch die Gegenseite zu verstehen. Besonders wenn jemand angegriffen wurde, versuchte er sofort ihm beizustehen.

1980 wurde er nach Bethel berufen als Brüderpfarrer und Direktor der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth und wurde Mitglied im Vorstand der von Bodelschwingschen Anstalten. Da trennten sich unsere Arbeitsorte. Die drei großen Kinder waren schon aushäusige Studenten, nur der Jüngste kam noch mit nach Bethel. Mein Mann arbeitete bis zu 15 Stunden täglich und hatte oft auch an den Wochenenden deutschlandweite und internationale Veranstaltungen. Er widmete sich auch grundsätzlichen Fragen allgemeiner diakonischer Konzepte. In dieser Zeit baute ich meine Arbeit als Theaterpädagogin und als Bibliodramatikerin mehr und mehr aus, arbeitete am Gymnasium und an der Universität und war selbst sehr viel unterwegs zu Workshops und Kursen und zu Aufführungen mit der Theaterwerkstatt und den Schultheatergruppen aus Bethel.

Pensionierung und erster Schlaganfall

1989 ging mein Mann in Pension, blieb zuhause und widmete sich unserem umfangreichen Familienarchiv und seinen historischen Studien zur NS-Geschichte der Kirche. In diesem Zusammenhang organisierte er das Nazareth-Archiv. Er war im Kontakt mit Professoren, die ähnliche Forschungen betrieben, und eigentlich sehr ausgefüllt. Aber ich ging erst 1994 in den Ruhestand. Meine engagierte und interessante Arbeit konnte und wollte ich nicht so einfach beenden. So habe ich anfangs nicht bemerkt, was mit ihm passierte, nachdem er 1990 einen ersten kleinen Schlaganfall erlitten hatte. Er schilderte mir seinen Schrecken, als er auf einem Parkplatz neben seinem Auto plötzlich das Gefühl in seiner linken Körperhälfte verloren hatte. Als er abends nach einer Sitzung in der Evangelischen Jugendbildungsstätte Berchum nachhause kam, war nur ein taubes Gefühl und ein komisches Kribbeln

geblieben. In der Neurologie wurde er untersucht – Ergebnis: „ein Schlägle“ ... Ich kann mich nicht erinnern, dass der Professor mich irgendwie gewarnt hätte. Eberhard jedenfalls übergibt das Erlebnis angelegentlich.

Ich merkte nichts

Wenn ich meine Terminkalender aus jenen Jahren betrachte, stelle ich erschrocken fest: ich war pausenlos beschäftigt mit Theateraufführungen und Bibliodramakursen, Lehrauftrag an der Uni und Fortbildungen für kirchliche Mitarbeiter in allen Landen. Ich war engagiert mit Theater für die Eine Welt und Straßentheater für den Frieden oder gegen die Apartheid in Südafrika und mit den Frauen der Plaza de Mayo (Mütter der Verschwundenen). In der Schule führten wir Musicals und sogar eine Oper auf.

Er selbst hatte die Impulse für meine Arbeit gegeben und ermutigte mich ständig zu meinen Projekten. Und er wollte nicht, dass wir bemerkten, wie er mit seinen Defiziten kämpfte. Ich konnte also gar nicht merken, wie es ihm wirklich ging. Nachträglich empfinde ich das als beschämend. Ich war wie auf einem „Trip“, das zu verwirklichen, was wir zuvor oft gemeinsam angedacht hatten.

Er selbst war noch viel unterwegs und sehr beschäftigt. Er hielt Vorträge in Schulen als Zeitzeuge für die Nazizeit, engagierte sich für die Jungen Kirchen. Er hat noch intensiv im Bibliodrama mitgearbeitet und die Gesellschaft für Bibliodrama e.V. mitgegründet. Später – nachdem immer wieder solche Schläge passierten und nachdem ich Ende 1994 selbst in den sogenannten „Unruhestand“ ging, habe ich dann festgestellt, dass unterschwellig schon vieles nicht mehr normal gewesen sein musste, denn es herrschte plötzlich eine tolle Unordnung in allen Papieren. Nachträglich kam heraus, dass er 1993 schon wichtige Pa-

piere zur Finanzierung unseres Hauses verlegt oder vernichtet hatte.

Andererseits hatten wir 1993 noch zusammen unser Buch „Bibliodrama als Prozess“ geschrieben und er war dabei wie gewohnt der überlegene Geist gewesen. Ich schrieb meine Kapitel und überarbeitete sie mit ihm. Wir redigierten die Beiträge der anderen, aber ich merkte, dass ich plötzlich schneller und effektiver am PC schreiben konnte als er.

1995 bei einer Maskenausstellung mit verschiedenen Aufführungen im Berliner Dom kam er nur noch zur Vernissage kurz vorbei. Er wirkte unbeteiligt, in sich versponnen, in eigene Vorstellungen verstrickt.

Im Mai 1995 kutscherte er mich mit Studenten aus ganz Deutschland und 35 Masken, und Kostümen mit einem Kleinbus nach Estland zu einem internationalen Christian Dramafestival. In Pernu konnte er im Stadtarchiv nach seinem Vater forschen, der 1917-1919 als deutscher Militärfarrer in Estland gewesen war, von wo er seine baltische Frau auf einer abenteuerlichen Flucht mitbrachte. Mir fiel auf, dass er sehr viel mehr als früher unter der Sonneneinstrahlung litt und oft deutlich erschöpft war.

Zuhause bastelte er mehr und mehr im Garten an einer großen Eisenbahnanlage (Typ Lehmannbahn) für die Enkelkinder und fing an, mit ihnen zusammen Bahnhöfe, Brücken, Tunnel und Häuser und Ställe zu bauen, herrlich unkonventionell und intuitiv je nach vorhandenen Holzstückchen. Einige Enkel haben das von ihm übernommen. Seine geistige Arbeit ruhte dann tagelang.

Es hat sich etwas verändert

Im Januar 1996 steht in meinem Kalender der Termin für ein Gespräch mit einem befreundeten Pfarrer und Therapeuten. Ich erinnere mich, dass ich damals anfang, über uns beide

zu erzählen und dass mir dabei klar wurde, dass etwas nicht mehr stimmte. Aber es ließ sich nicht so recht fassen, irgend etwas hatte sich atmosphärisch verändert. Nachdem ich Schule und Uni nicht mehr bedienen musste, bildete ich mir ein, viel mehr zuhause zu sein als früher. Aber ich arbeitete immer noch jährlich in ca. 15 Weiterbildungskursen für Bibliodrama außerhalb und bei europäischen Bibliodrama-Kongressen mit und begann die von meinem Mann gegründete Zeitschrift für Bibliodrama TEXT RAUM der Gesellschaft für Bibliodrama e.V. zu betreuen, weil ihm das schreiben am PC nicht mehr behagte. Ich musste auch die Texte, die er aus dem Familienarchiv zu mehreren Büchern zusammenstellte, nach seinem Diktat schreiben und dabei alle inhaltlichen Doppelungen stillschweigend eliminieren.

Auf unseren Reisen zu Tagungen und Festen bei Freunden und Verwandten, wirkte er jetzt manchmal seltsam verlangsamt. Aber wir schrieben das dem Alter zu.

Kontakte mit Ärzten werden häufiger

1997 sind im Kalender Termine für meinen Mann beim Neurologen und im Krankenhaus zu Untersuchungen vermerkt und zwar nach einem Forum für Bibliodrama im Burckhardt-Haus in Gelnhausen. Gegen Ende der Tagung konnte er nämlich immer wieder 4 Minuten lang nur noch Vokale lallen, die Konsonanten standen ihm zeitweise nicht zur Verfügung. Das wiederholte sich. So brachte ich ihn als Notfall ins Krankenhaus in Gelnhausen. Dort sprach er wieder normal und ließ sich „auf eigene Gefahr“ wieder entlassen. Als wir in Bielefeld zurück waren, ging er in die Neurologie und wurde wieder einmal unter den Spintomographen gelegt. Wieder ein Schlägle.

In der Berichterstattung über dieses Forum im TEXT RAUM diktierte er mir einen

Text über ein „Schlüsselerlebnis“: emotionale, nicht verbalisierte Spannungen zwischen den verschiedenen Ansätzen von Bibliodrama, er nannte das „Sozialisierungen“, die er gerne im geschwisterlichen Austausch bereinigt gesehen hätte. Ich dachte darüber nach, ob ihn das emotional so stark bewegt haben könnte, dass es ihm „die Sprache verschlug“. Pastor Dr. Aldebert beschreibt diese Sprachstörung in seinen Erinnerungen an meinen Mann. (siehe S. 100) und deutet sie heute als Offenbarwerden der Demenz.

Therapeutische Begleitung für mich

1997 hatte ich für mich eine Beratung mit katathymem Bilderleben bei Frau Dr. Edda Klessmann² begonnen, wie ich dachte wegen unaufgearbeiteter Erlebnisse aus meiner Berufszeit, aber es tauchten Bilder aus meiner Kindheit, aus meinem ganzen Leben auf und schließlich ging es um mein Leben mit meinem Mann jetzt. Das Bild, das ich damals imaginierte und dann malte, zeigt uns beide auf einem großen Pferd in einem dunklen Wald mit Nebelstreifen. (siehe Abb. nächste Seite) Er hat eine Rittersrüstung mit geschlossenem Visier an und lenkt das Pferd ins Dunkle, aber ich sitze hinter ihm und greife mit meinen Händen in seine Armbeugen, um das Pferd umzulenken zum hellen Licht hinter dem Wald. Im anschließenden Gespräch hat mich die unterschwellige Angst um uns beide eingeholt und mir die Augen geöffnet für mein heimliches „Lenken“ in vielen Situationen. Mein Mann war sehr düster in dieser Zeit, entwickelte eine Art Verfolgungswahn. Ich nahm ihn mit zu dem Mann meiner Beraterin, einem Psychiater, der auch zwei Sitzungen mit ihm abhielt. Aber als ein Vertrag über 10 Sitzungen

2 Klessmann, Edda, Wenn Eltern Kinder werden und doch die Eltern bleiben, Die Doppelbotschaft der Altersdemenz, Hans Huber Verlag, Bern, 6. Auflage.



*Aquarell aus der Therapie mit Katathymem Bilderleben,
Else Natalie Warns, 1997, 24 x 32 cm*

abgeschlossen werden sollte, verweigerte sich mein Mann. Herr Dr. Klessmann erklärte mir, dass in so hohem Alter manchmal die Bearbeitung der Vergangenheit seelisch zu belastend sei – besonders für seine Generation.

Mein Mann versuchte sich mit Basteln weiter abzulenken, aber als er unserem Schwiegersohn beim Ausbau seines Hauses helfen wollte, wurde offenkundig, dass er z. B. aufgeschriebene cm-Maße nicht mehr auf Leisten übertragen konnte. Er sägte sie alle falsch ab. Ich bekam auch Angst, ihn alleine zu lassen und bat die Kinder, ihn zu holen oder nach ihm zu sehen, wenn ich wegfuhr.

Wenn er an der Familiengeschichte arbeitete, diktierte er mir weiterhin. Aber ich musste immer mehr korrigieren, weil er oft den Faden verlor und sich ständig wiederholte. 1998 wollte ein Patensohn, dass er dessen erstes Kind taufte, obwohl ich ihn warnte. Das wurde eine peinliche Angelegenheit, weil mein Mann sich während des Gottesdienstes auf dem Taufformular in seinen Händen nicht zurecht fand. Schließlich stellte ich mich neben ihn zum Altar und zeigte ihm immer die zu verlesenden Stellen.

Zusammen unterwegs zu sein, war leichter

Wenn wir – was wir immer noch oft taten – unterwegs zu Freunden und Verwandten oder zu theologischen Veranstaltungen waren, musste ich zwar immer öfter den anderen Menschen erklären, dass es Eberhard nicht gut ginge mit seinem Kopf und er deshalb manchmal seltsam reagierte. Aber er wünschte sich diese Reisen immer. Und für mich war es leichter, mit ihm unterwegs zu sein, als ihn zuhause zu betreuen.

Bei einem großen gefeierten 80. Geburtstag eines Vetters hatte er einen Schwächeanfall und wurde kurz ohnmächtig. Ein verwandter Arzt diagnostizierte Durchblutungsstörungen. Als ein Patensohn kurze Zeit später nach einem Selbstmord beerdigt wurde, hat er dann aber plötzlich eine sehr gute bewegende Predigt gehalten. Ich hatte ihm geholfen, sie schriftlich festzulegen, und er konnte sie verlesen. So ging es auf und ab und ich versuchte immer wieder, auf ein normales Leben zurückzukommen.

Die Familie schließt sich zusammen

Inzwischen kamen meine Geschwister und meine Kinder regelmäßig mehrmals im Jahr einige Zeit lang zu uns, um mich bei der Betreuung zu unterstützen. Sie waren herzlich und humorvoll mit ihm und durchgehend zugewandt, dadurch entspannte sich die Lage immer wieder. Und sie gingen stundenlang mit ihm spazieren, weil er immer unruhiger wurde.

Weglaufen, weglaufen, weglaufen

1999 nahm ich ihn zum Evangelischen Kirchentag in Stuttgart mit, wo wir zum ersten Mal die große ökumenische Bibliodramawerk-

statt der Gesellschaft für Bibliodrama eröffnet hatten. Alle Kollegen wollten sich mit um ihn kümmern, aber er verlor sich öfter im Gewühl und lief fort. Und das wurde dann immer schlimmer.

Er wollte z. B. unbedingt nach Weimar zur Gedenkveranstaltung der Ehemaligen aus den Evangelischen Schülerbibelkreisen für den in der DDR verfolgten jungen Theologen Ihmels fahren. Wir gingen es gemächlich an mit Übernachtungen im Hotel usw., aber beim Aussteigen nahe beim Tagungsort lief er mir plötzlich davon, bevor ich das Auto verschlossen hatte. Ich ging ihm nach, aber er war nicht bei der Tagung angekommen. So hetzte ich hin und her auf allen Wegen zwischen Auto und Kirche, aufgelöst vor Angst. Als ich dann schließlich in die Kirche wieder hereinkam, saß er vorne neben Johannes Rau in der ersten Reihe. Ich sah, das Johannes sich ständig zur Seite nach ihm umblickte, weil er die Papiere in seinen Händen um und um sortierte. Wir hatten zusammen für seinen Vortrag ein gut lesbares Manuskript erstellt, aber als er vorne am Pult stand, wühlte er weiter einen Moment lang mit den Papieren herum und sagte dann lachend: „Ich glaube, ich halte jetzt doch keinen Vortrag, sondern erzähle, woran ich mich erinnere...“ und das kam ganz gut an, weil es entscheidende prägende Erinnerungen waren. Trotzdem fragten mich später die alten Freunde, was denn los sei mit dem sonst so eloquenten Redner Eberhard Warns. Tja, was war los? Es ging ihm nicht gut – milde gesagt – und ich hatte nicht genug Kraft, ihn davon abzuhalten, auf solche Anfragen seiner ihn verehrenden Freunde einzugehen. Was hätte es genützt, ihm zu sagen: „Das kannst Du nicht mehr“? Das wollte er absolut nicht hören, geschweige denn akzeptieren.

In Weimar blieben wir noch ein paar Tage. Eines mittags verschwand er plötzlich im

dicksten Gewühle von meiner Seite. Da ich nach Straßenschildern ausschaute, merkte ich es zu spät, um überhaupt festzustellen, in welche Richtung er gelaufen sein könnte. Unsere Verabredung war seit eh und je, wenn man sich verliert, bleibt einer an der Stelle stehen, an der man sich zuletzt gesehen hat. Ich stand zwei und ein halbe Stunde in der prallen Mittagshitze auf dem Platz – es waren an die 30 Grad Hitze – bis er plötzlich mit hochrotem Kopf anmarschierte und mich wüst beschimpfte, warum ich denn einfach weggelaufen sei. Dabei stand ich zuletzt direkt neben ihm und immer noch an derselben Stelle. Als wir unser Auto aus der Tiefgarage holen wollten, wollte er fahren und riss mir den Autoschlüssel aus der Hand. Und jetzt wurde es lebensgefährlich: Er fuhr plötzlich auf die Gegenfahrbahn und verursachte ein tolles Verkehrschaos. Ich weiß gar nicht, wie wir dem entkamen – jedenfalls saß ich dann doch schließlich am Steuer. Angekommen bei einem befreundeten Pfarrerehepaar wusste er von nichts. Er saß verwirrt und abwesend auf seinem Stuhl. Nach einiger Zeit zeigte uns der Freund die nächtliche Illumination der Gelmenroder Kirche, dabei war Eberhard wieder ganz freundlich normal und sehr interessiert.

Während der folgenden kleinen Reisen habe ich dann weitgehend den Wagen gesteuert. Reisen war nach wie vor besser als die schwierigen Situationen zuhause, wenn er in seinem Wahn Mörder im Badezimmer hörte oder währnte, einer unserer Schwieger söhne trachte nach seinem Geld und seinen 5 Autos (die wir nie hatten). Er ist Arzt und hatte ihm gesagt, er dürfe nicht mehr Auto fahren. Wenn ich ihm diese Wahnideen ausreden wollte, wurde er wütend.

Wenn ich das so erzähle, könnte man meinen, unser Leben sei voller Streit und Spannungen gewesen, aber das war es gar nicht.

Wir sind stundenlang ganz einvernehmlich spazieren gegangen – sowohl hier in Senne als auch überall wo wir hinfuhren. Wenn die Unruhen vorbei waren, ging ich meist schnell auf das alltägliche Leben über, umarmte ihn und streichelte ihn und gab ihm Eis zu essen oder so etwas. Und dann konnte er durchaus liebevoll über meine Hände fahren oder auch so etwas sagen wie: „Du bist die einzige Vernünftige.“ Oder sein immer wieder kehrendes „Du bist gut“.

Wer sagt ihm die Wahrheit über seine Demenz?

Im Weihnachtsgottesdienst 1999 mit unseren vielen Kindern und Enkeln wurde mein Mann plötzlich so unruhig und wehrig, dass ich ihn herausbugsieren musste. Da habe ich eine Ärztin angesprochen, die uns Medikamente zum Sedieren gab. Der Hausarzt wollte ihm nicht sagen, dass er dement sei und den Autoschlüssel abgeben müsse. „Dann verliert er das Vertrauen zu mir!“ Und ich habe – wahrscheinlich aus mangelnder Autonomie und in falscher Solidarität – versucht, weiter normales Leben zu simulieren. Er litt so entsetzlich an seinen Defiziten und kam dem Selbstmord immer näher. „Ich muss mich abschaffen“ sagte er einmal zu unserer Tochter. Das wollte und konnte ich nicht verstärken.

Er fing an, große Messer zu suchen, nach Stricken zu fragen. Ich versteckte die Messer, verschloss Türen. Er war nachts im Hause unterwegs. Es war eine unheimliche Atmosphäre. Ich habe in guten Momenten versucht, mit ihm darüber zu sprechen, dass man sein Leben nicht selbst beenden kann, dass das nur Gott zusteht. Er ging nicht darauf ein. Aber als ich einmal sagte: „Und was soll dann aus mir werden? Wie soll ich denn ohne dich weiterleben?“ nahm er mich in den Arm und sagte „...auch wahr“.

Noch im Jahr 2000 hat er sich, wie in jedem Frühjahr, zusammen mit unserer Tochter Brigitte mit der Reparatur des Segelbootes befasst. Wie erfolgreich kann ich nicht genau sagen. Alle Enkel arbeiteten mit und Brigitte hat sicher vieles aufgefangen was er so machte und ließ ihn im Glauben, er sei der Chef der Aktion. Das machte ihn umgänglicher. Außerdem begann er Rahmen für große Graphiken, die wir besaßen, zu gestalten

In diesem Jahr fuhr ich mit ihm zum Sommeratelier mit verschiedenen Künstlern unter Christoph Riemers Leitung im Burckhardhaus in Gelnhausen. Dort sucht sich jede und jeder den eigenen Atelierplatz und findet heraus, was sie oder er gestalten will. Eberhard hatte ein langes stark gemasertes Brett aus unserem Keller mitgebracht und bemalte es, indem er die Maserung integrierte. Sein Thema hatte er in der Kirche von Gelnhausen gefunden, vor der ein modernes Denkmal für die im Mittelalter als Hexe verbrannte Pfarrfrau stand. Er kombinierte das mit Eindrücken vom BD-Kongress, auf dem er in einem Spiel vor der Paradiesespforte zwischen zwei verschiedenen Engeln gestanden hatte. (Siehe Fotos S. 94)

Die Freunde stützen ihn

Es scheint ja, dass er zwar begrifflich immer orientierungsloser wurde, aber bei kreativen Zugängen zu Bibeltexten auf Bibliodramakongressen noch mitmachen konnte. Die Freunde luden ihn in ihre Workshops ein, wenn ich selber einen Workshop leitete, und halfen ihm irgendwie. Er wurde eben immer noch geliebt und verehrt – und das tat ihm gut.

So haben ihn Prof. Marcel Martin, Dr. Heiner Aldebert, Wolfgang Teichert und ich als Mitherausgeber unserer Schriftenreihe „Bibliodrama Kontexte – zur Theorie der Bibliodramapaxis“ berufen. Aber er ist sehr

bald nicht mehr zu den Herausgeber-Treffen dazugekommen.

Dagegen wurde er immer noch als Gast zu den Oberseminaren mit Doktoranden für Kirchen- und Diakoniegeschichte an der Kirchlichen Hochschule in Bethel eingeladen, wo er meist schweigend und ganz selten mit verblüffenden Zwischenbemerkungen dabei saß und von allen gern gelitten war. Sein freundliches kluges Wesen strahlte irgendwie von ihm aus. Seine Defizite fielen Fremden nicht sehr auf.

Trotz der immer stärker auffallenden Veränderung wurden wir weiter zusammen zu offiziellen Tagungen und Kongressen eingeladen, fuhren nach Ungarn, nach Berlin und Brandenburg und in die Schweiz.

Bei Heinz Zahrnt's 85. Geburtstag in Hamburg versuchte er einem Freund etwas zu erzählen, aber es kam nur „Kraut und Rüben“ dabei heraus – zum ersten Mal war es so auffällig, dass es mir sehr peinlich vorkam. Aber Freunde und Familie umgaben ihn fürsorglich. Im Sommer segelten die Enkel mit ihm auf dem Dümmer.

Es wird immer belastender für die Angehörigen

Für mich war es eine nervlich sehr belastende Zeit. Einmal kam ich mit Verdacht auf Schlaganfall ins Krankenhaus – ich fiel nämlich immer wieder plötzlich um. Schuld daran war aber nur ein Drehschwindel, der durch eine bestimmte Lagerung und Behandlung beseitigt wurde. Einmal stolperte ich und riss mir zwei Bänder am Fußgelenk ab: 9 Wochen Schiene.

2001 machten wir Urlaub bei Freunden in Dänemark. Da benahm mein Mann sich auffällig absurd. Auf der Rückfahrt hatte er wieder den Autoschlüssel ergattert und fuhr unseren Wagen. Da er auf meine Hinweise, „bei der nächsten Ausfahrt herausfahren“ nicht reagie-

ren konnte – er schien das gar nicht zu verstehen, wollte aber auch auf keinen Fall anhalten – sind wir unsägliche Umwege gefahren und haben für eine Fahrt von 4-5 Stunden 11 Stunden gebraucht, wobei ich gegen Abend dann endlich den Schlüssel zurückerobert konnte. Ich konnte und wollte mich nicht mit ihm um den Autoschlüssel prügeln, sondern versuchte ihn ihm abzuluchsen. Wahrscheinlich war das unverantwortlich. Ich wusste zu der Zeit nicht, wie ich mich gegen ihn durchsetzen sollte.

Als wir 2001 unser Bibliodramazentrum beim Evangelischen Kirchentag in Frankfurt hatten, kam unsere Tochter Dorothea dazu, um den Vater auf seinen Irrwegen zu begleiten und zu behüten. Er wollte stets, dass wir solche Aktivitäten nicht seinetwegen aufgaben. Und er meinte, dass er mich begleiten und bewachen müsste, ich sei doch so durcheinander!

Es mag seltsam erscheinen, aber auch die Kinder fanden es leichter, mit ihm zwischen anderen zusammen zu sein und nicht zuhause der fortschreitenden Demenz ins Auge zu sehen.

Nachträglich frage ich mich, wie ich das alles ertragen und letztlich verantwortet habe. Ich denke mir Hilfe der „Schutzengel“. Es war sehr anstrengend, denn ich versuchte (durchaus mit relativem Erfolg) die ständige Konfrontation mit seinen Defiziten zu verringern, um ihn von seiner Verzweiflung abzuhalten. Vielleicht war auch das falsch und verantwortungslos. Der Gedanke quälte mich, aber er brachte mich noch nicht dazu, mich mit Gewalt gegen meinen Mann durchzusetzen.

Als wir dann später mit der Großfamilie nach Estland flogen, um die Schlösser meiner Vorfahren zu besichtigen, hatten unsere Kinder die Schlüssel der Mietautos in der Hand. Ich wurde wegen grauem Star operiert und fuhr zunächst auch nicht mehr mit dem Wagen, den die erwachsenen Enkel übernahmen.

In ihren Ferien kam Dorothea zu uns, während ich in Graz einen Kurs leitete, Supervisionen in Wien und Budapest bei Bibliodramaleitenden durchführte. Im Herbst kam mein Bruder für 10 Tage um uns beizustehen. Und das wurde dann zur ständigen Gewohnheit: meine Schwester, mein Bruder und unsere Tochter Dorothea kamen ab 2002 mehrmals im Jahr für einige Zeit zu uns und begleiteten meinen Mann auf seinen rastlosen Spaziergängen bis zu sechsmal täglich. Er wurde immer unruhiger.

Den Dingen einen festen Rahmen geben

Im Sommer waren wir wieder beim Sommeratelier in Gelnhausen. Christoph Riemer hatte uns angeregt, die von meinem Mann auf höchst originelle unkonventionelle Art inzwischen gebauten und bemalten Bilderrahmen für Ahnenbilder, Fotoplakate, Portraits und Künstlerzeichnungen, die wir besaßen, mitzubringen. Mein Mann arbeitet weiter daran und am Ende wurde eine skurrile Ausstellung mit allen seinen Rahmen im Treppenhaus gehängt. (Siehe S. 96 Riemer)

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, so scheint mir diese seine Art, den Dingen um jeden Preis einen Rahmen zu verpassen, eine symbolische Aktion gegen das Zerbrechen der Strukturen in seinem Leben gewesen zu sein.

Bethel und Nazareth als tragende Gemeinschaft

Ich erinnere mich, dass mein Mann mich Anfang des Jahres 2002 voller Wut in sein Arbeitszimmer rief: „Der PC spinnt!!“ Ich besah mir das Geschriebene. Auf einer Seite hatte er achtmal den gleichen Sachverhalt mit verschiedenen Worten zu formulieren versucht. Die Sätze waren unvollendet. Andere Inhalte dazwischen geschoben. Von seinem Freund

erfuhr ich, dass er versprochen hatte, für das Nazaretharchiv einen Bericht zu schreiben.

Mein Versuch, aus dem Geschriebenen einen sinnvollen Text zu basteln, gelang nicht mehr. „Macht nichts“, meinte der Freund, „wir wissen ja, wie das mit ihm ist. Ich habe den richtigen Text schon verfasst“. So nahm er ihn mit zu dieser Archivsitzung.

Die Nazarethdiakone hielten ihm die Treue und luden ihn immer weiter ein. Ich denke, so viel Freundschaft und Zuneigung wird wohl wenigen Menschen mit Demenz zuteil. Auch wenn er bei Beerdigungen sich plötzlich neben den Pastor, seinen Nachfolger, an das Grab stellen wollte, wurde mir durch Zeichen signalisiert, das sei in Ordnung.

An seinem 75. Geburtstag gab es einen Empfang, bei dem einer der leitenden Diakone eine humorvolle Rede hielt, in der er u.a. schilderte wie Eberhard am Sterbebett eines bekannten Obdachlosen, der uns regelmäßig besuchte und immer Koffer bei uns parkte, gesessen habe, und wie er bei der von dem Penner erbetenen Beerdigung sein Barett in der Kirche aufbewahrt hatte, eine skurrile Grabrede gehalten und die Liturgie durcheinander gebracht habe, was alles zu dem Verstorbenen gepasst habe. Andererseits sei ihm, dem Redner, wie vielen seiner Generation, die vor 10-15 Jahren ziemlich aufsässig gegen die Vorstände und Direktionen gewesen seien, sehr viel später erst aufgegangen, dass Eberhard als Brüderpfarrer seinerzeit eigentlich die Türen zur Veränderung und neuen Freiheit der Entscheidungen für Nazareth aufgestoßen habe.

Verloren in Raum und Zeit

Wir reisten weiter zu den vielen Festen in unserer Großfamilie und zum letzten Mal zu einem Bibliodramakongress nach Graz. Ich musste und wollte ja auch unbedingt meinen Aufgaben dort nachkommen, außerdem war

die in Bielefeld lebende Kinderfamilie in die Schweiz gezogen. Aber es war doch schon zu aufregend geworden. Er verschwand immer wieder aus meinem Blickfeld und verlieb sich in angrenzenden Gelände. Ich sehe uns Hand in Hand herumwandern.

Wenn wir jetzt irgendwohin gingen, etwa zur Premiere eines Films über Kurt Gestein (für dessen Biografie und das ehrende Andenken an diesen Widerstandskämpfer aus den Reihen der Schülerbibelkreise er sich sehr eingesetzt hatte), so musste ich ihn führen, ziehen, manchmal vorsichtig schieben, damit wir am rechten Platz ankamen. Er verlor mehr und mehr die Orientierung in Raum und Zeit. Und ich war stark verunsichert. Die Ärzte verordneten Medikamente – wie sie selbst zugaben als „Versuchsanordnung“: was wirkt wie bei ihm, was verträgt er? Ich fragte mich oft, ob nicht alle Medizin nur schädlich sei. Jedenfalls gehörte mein Mann sicher zu den Menschen, die auf die meisten Psychopharmaka mit Erregung reagierten. Auch die Dosierungen schienen mir meistens zu hoch. Es war aber nicht einfach, sich ein Bild zu machen, weil man die sogenannten „Pegelstände“ im Blut beachten musste, die sich in längeren Zeitabschnitten auf- oder abbauten. In der Regel ging es uns mit kleineren Dosen besser.

Wenn ich jetzt höre, dass die ganze Theorie von den „Plaques“ als Verursacher der Demenz möglicherweise nicht zutrifft, wie ich Sendungen in „arte“ entnommen habe, habe ich den Eindruck, dass wir alle mit samt den Wissenschaftlern und Ärzten auch so wie „verloren in Raum und Zeit“ herumirren. Die Generation der älteren wird in Zukunft viel Mut und Eigeninitiative brauchen, eigenes Beobachten und Probieren ernst nehmen und selbständig mit Demenz umzugehen lernen müssen.

Ängste, Misstrauen und Zuwendung zu anderen Menschen wechseln

Seine Beziehungen zu manchen Menschen wurden mehr und mehr von wildem Misstrauen bestimmt. Es zeigte mir „geheime Versammlungen“ in unserem Garten, die ihn zu ermorden planten oder zumindest alles Geld stehlen wollten.

Dass ich sie nicht sah, bewies für ihn nur, dass ich nicht normal sei. Wenn ich ihn kurz verlieb und dann wieder zu ihm kam, war meistens alles vergessen. Und wenn nicht, half manchmal, dass ich ihm vorspielte, wie ich hinausging und die von ihm imaginierten Leute anschrie, sie sollten gefälligst den Garten verlassen.

Aber gleichzeitig gab es reizende Szenen mit unserem sehr kleinen Urenkel Jamel. Wenn mein Mann im Hause die Treppen auf und ab stieg, wartete der Kleine im Flur am Fuß der Treppe auf ihn, und wenn er wieder herunterkam rief er „...isser ja...“ und nahm ihn dann bei der Hand. Dann lachte Eberhard und richtete seinen Zeigefinger auf ihn und der Kleine jauchzte.

Später entwickelte der Urenkel ein Spiel mit ihm, das von tiefer Symbolik war:

Wenn mein Mann auf dem Plattenweg zwischen den beiden verschlossenen Gartentoren hin- und hertigerte, stellte sich der kleine Junge mit ausgebreiteten Armen als „geschlossene Tür“ vor ihn, dann schwenkte er um 180 Grad herum „auf“ und ließ ihn passieren. Wenn Eberhard zurück kam, wiederholte sich das Spiel. Beide waren vergnügt dabei. (Fotoreihe nächste Seite).

Das soziale Netz ermöglicht mir meine Aktivitäten neben der Pflege

2003 musste eine Kieferoperation bei meinem Mann vorgenommen werden. Er verstand nicht, was vorging und erholte sich nur